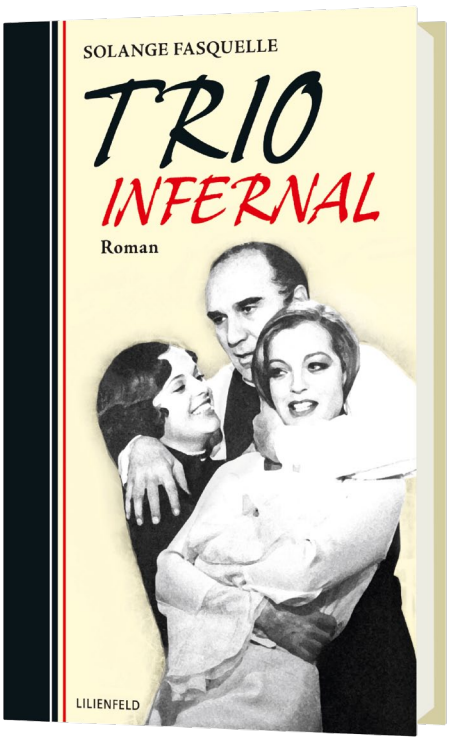
LILIENFELD
VERLAG

Leseprobe



SOLANGE FASQUELLE
TRIO INFERNAL
Roman
© Lilienfeld Verlag
ISBN 978-3-940357-20-5

5. Die Badewanne

Als Sarret in die Villa Ermitage zurückfuhr, wurde es bereits dunkel. Während der gesamten Fahrt drängten sich ihm beunruhigende Fragen auf: Was, wenn er Kraft und Standfestigkeit der Schwestern Schmidt überschätzt hatte? Wenn sie nach zwei Morden die Angst gepackt hatte? Wenn sie es nicht mehr ausgehalten hatten in einem einsamen Haus mit zwei Leichen, wenn sie jede Kontrolle über sich verloren hatten, wenn sie die Flucht ergriffen, alle Türen offengelassen, irgendwelche Passanten angeredet hatten … Er hätte sie einschließen sollen.

Zwei Frauen mit flatternden Nerven, überwältigt von dem Schrecken, an einem Verbrechen mitgewirkt zu haben, waren zu jeglicher unbedachten Handlung fähig.

Zum Beispiel ihn bei der Polizei anzuzeigen in der Hoffnung, daß man ihnen ihr Geständnis honorieren und sie von der Mittäterschaft freisprechen würde.

Merkwürdig, Sarret fürchtete vor allem die Reaktion seiner Geliebten. Philomenes Gemütsverfassung war grundsätzlich gefestigter, sie war weniger beeinflußbar, allerdings auch ambivalenter, weniger berechenbar … Er hatte sich seinerzeit sogar gefragt, ob sie sich nicht diskret eines mürrischen alten Mannes entledigt hatte, nachdem sie aus ihm herausgeholt hatte, was zu holen war: die Eheschließung. Villette war sehr schnell dahingegangen, und im Gegensatz zu Deltreuil ließ seine Gesundheit nicht zu wünschen übrig. Auch Lady Arnould war jäh und auf unerklärliche Art gestorben, während sie von der Erzieherin ihrer Kinder rührend umsorgt wurde. Kurz nach ihrem Tod hatte Philomene ein sehr schönes Collier zur Schau getragen, von dem sie behauptete, es sei ein Geschenk ihrer Herrin gewesen. Die ältere der Schwestern Schmidt hatte ihre dunkle, verschlossene Seite, wozu paßte, daß sie ihrem Gesprächspartner selten in die Augen sah. Selbst Sarret empfand manchmal ein gewisses Unbehagen, wenn er allein mit ihr im Raum war.

* * *

Endlich kam er vor der Villa an. Entgegen seinen Befürchtungen genossen Philomene und Catherine plaudernd die Abendkühle im Garten.

„Sie kommen sehr spät", sagte Catherine. „Es ist Zeit fürs Abendessen."

Mit Bewunderung registrierte Sarret, daß sie an einem solchen Tag an leibliche Stärkung dachte.

„Ich wollte sichergehen, daß dort alles in Ordnung ist. Stellen Sie sich vor, ich habe dabei Besuch von Madame Ballandreaux' Schneiderin bekommen."

Er berichtete über den Vorfall. Das Kleid hatte er dabei, etwas anderes war ihm hierfür nicht eingefallen.

„Vielleicht paßt es mir ja?", sagte Catherine in fragendem Ton.

„Ihre empörten Blicke, als ich Chambons Uhr nahm, hätten Sie sich sparen können, wenn Sie jetzt Noémies Kleid tragen wollen!", protestierte Sarret.

„Das ist nicht das gleiche, es ist schließlich neu."

„Ich habe Hunger", sagte Philomene, „wir haben nicht zu Mittag gegessen. Aber ich nehme an, wir können die Villa nicht verlassen?"

„Für ein oder zwei Stunden, wenn wir alles gut abschließen", sagte Sarret, „sollte es möglich sein. Wir gehen schnell etwas essen in Aix. Nachher kommen wir zurück und schlafen hier."

„Mit denen?", fragte Catherine schaudernd.

„Um die müssen wir uns morgen in aller Frühe kümmern. Bis neun Uhr muß alles erledigt sein, damit ich wie üblich im Büro erscheinen kann. Und Sie, Sie fahren auch nach Marseille zurück und verbringen den Tag absolut wie gewohnt."

Natürlich war während des Dîners in einem gutbesuchten Restaurant keinen Augenblick die Rede von Chambon und Madame Ballandreaux. Die Tische standen eng beieinander, und man brauchte keineswegs die Ohren zu spitzen, um die Unterhaltung der Nachbarn mitzubekommen, zumal die Südfranzosen ungern leise reden.

Obwohl sich Catherine sichtlich anstrengte, wenn nicht heiter, so doch normal zu wirken, war sich Sarret klar darüber, daß sie unaufhörlich an die häßliche Arbeit dachte, die im Morgen-

grauen auf sie wartete. Hoffentlich brach sie nicht – es passierte des öfteren – in Tränen aus, hier mitten im Restaurant! Sarret bestellte einen 13,5-prozentigen Gigondas und schenkte den Schwestern, die einen Aperitif abgelehnt hatten, großzügig ein. Aus Erfahrung wußte der Anwalt, wie der Wein auf Catherine wirkte: Sie wurde sehr gesprächig und lustig, ein wenig zu lustig gemessen an den Anstandsregeln – er hatte darauf verzichten müssen, sie in bestimmte Marseiller Restaurants auszuführen –, und fing an, allerlei albernes Zeug zu erzählen. Philomene vertrug Alkohol viel besser, aber sie war auch klug genug, nie über den Durst zu trinken.

Das Essen ging ohne einen Zwischenfall zu Ende. Aber kaum befanden sie sich wieder draußen in den angenehm erleuchteten Straßen unter einem heiteren Augusthimmel und an der lauen Nachtluft, da war ihnen, als drücke eine Zentnerlast auf ihre Schultern. Sie kamen am Café Deux Garçons vorbei, wo die fröhliche Gästeschar einen ganz normalen Sommerabend genoß, und bei diesem Anblick fühlten sie sich noch radikaler in die eigene Nacht zurückgestoßen: in die dunkle, stille Nacht der Ermitage, wo zwei erkaltete, starr daliegende Körper sie erwarteten.

Und diese Aussicht war dem Komplizentrio so bewußt, daß eine Art innere Kälte sie zum Schweigen zwang. Catherine spürte sie als erste.

„Kalt ist es heute Abend!"

Sarret sah ohne Erstaunen zu ihr hinüber, obwohl er noch einen Augenblick zuvor ein Thermometer bemerkt hatte, das sechsundzwanzig Grad anzeigte. Sie gingen noch eine Weile, dann nahmen sie ein Taxi. Im Fond, wo alle drei Platz genommen hatten, drängte sich Catherine an ihre Schwester. Georges flößte ihr Grauen ein: Was würde er noch alles von ihnen fordern?

* * *

Philomene und Catherine schliefen in einem Zimmer im ersten Stock. Die Jüngere schob die beiden Betten aneinander, um ihrer Schwester noch näher zu sein. Sarret schlief im Nebenraum. Auf Bitten von Catherine hatte er die Leichen eingeschlossen.

„Sie befürchten doch wohl nicht, daß die beiden Sie wecken kommen?", hatte er zu scherzen versucht.

Aber der schneidende Blick der jungen Frau hatte ihm klar gemacht, daß sie tatsächlich etwas Derartiges fürchtete.

Die sehr abergläubische Philomene legte zwei längliche Holzstückchen in Kreuzform innen vor die Zimmertür: Man kann nie wissen! Die beiden Schwestern schliefen lange nicht ein. Catherine wälzte sich in ihrem Bett und ließ manchmal ein leises Stöhnen hören.

Plötzlich lauschte sie angestrengt. Ihr schien, als hätte sie im Erdgeschoß ein schwaches Geräusch gehört. War es ganz einfach ein loser Fensterladen? Aber nein, jetzt war sie sich sicher: ein Stoff, der weggeschoben über das Parkett gleitet, ein unbestimmtes Knarren oder Knistern, der Türgriff, der zuerst vergeblich betätigt wird, weil ja abgeschlossen ist, bis die Tür doch plötzlich aufgeht – alle Geräusche konnte sie mühelos einordnen. Sie konnte beinahe erraten, welche folgen würden, das Knarzen der dritten Treppenstufe, die vom Juteläufer des Ganges erstickten Schritte. Endlich die zweite sich öffnende Tür, die zu ihrem Schlafzimmer, und dann die beiden großen roten Leichentücher … Nein, das durfte nicht sein, daß sie an sie herankamen! Catherine schrie auf.

Sofort knipste Philomene das Licht an, während von nebenan ein bleicher Georges hereinstürzte.

„Was ist los?"

Catherine konnte kaum ein Wort hervorbringen.

„Sie …"

„Ja was, sie?"

„Sie sind aus dem Zimmer rausgekommen, heraufgestiegen zu uns …"

„So ein Unsinn!", versetzte Sarret, der erleichtert feststellte, daß Catherine nur schlecht geträumt hatte.

Hatte er etwas anderes angenommen?

„Und dann kamen sie hier herein, sie waren ganz rot …"

„Beruhige dich", sagte Philomene und streichelte sanft über Catherines Haare. „Ich mache dir einen Orangenblütentee."

Während Sarret bei Catherine blieb, die auf keinen Fall allein sein wollte, ging Philomene hinunter, um Wasser aufzusetzen.

„Mein Gott, sind Sie sensibel!", sagte Sarret. „Aber jetzt ist der böse Traum verflogen, Sie können in Ruhe wieder einschlafen."

Aber keiner der drei Mordkomplizen fand in den Schlaf zurück. Als der Morgen graute, setzten sie sich mit müden Gesichtern und einem flauen Gefühl im Magen um den Tisch, unfähig, den Milchkaffee auch nur anzurühren.

* * *

Vor einiger Zeit schon hatte Sarret den Raum ausgemacht, in dem er die Badewanne aufstellen würde: Es war eine kleine und vor allem fensterlose Abstellkammer im ersten Stock. Sollte in ihrer Abwesenheit ein neugieriger Besucher auf eine Leiter klettern, um von außen die Räume im oberen Stockwerk zu inspizieren, er würde nichts sehen können. Sarret versuchte stets, alle Möglichkeiten zu bedenken, auch die unwahrscheinlichsten, diejenigen, die völlig absurd schienen. Das war der sicherste Weg, dachte er, um sich vor mißlichen Zufällen zu schützen.

Er wartete geduldig, bis die Schwestern angezogen waren, schaute aber in regelmäßigen Abständen auf die Uhr – die ja eigentlich nicht seine, sondern Chambons Uhr war: Es war schon sieben …

Endlich waren sie soweit. Philomene blickte mißmutig, die Mundwinkel nach unten gezogen: sie schien um zehn Jahre gealtert. Catherine sah wie ein verschrecktes Vögelchen aus, sie hatte sich noch nicht von der nächtlichen Aufregung erholt. Sarret hatte das Jackett abgelegt.

„Zuerst werden wir die Badewanne nach oben tragen", sagte er.

Zu dritt machten sie sich ans Werk: Das sperrige Objekt stieß an jeder Stufe an, und sie mußten mehrfach ansetzen, um die schmale Tür der Kammer zu passieren.

Catherine hatte noch nicht recht verstanden, wozu diese Badewanne dienen sollte. Sie wagte es nicht, den Herrn und Meister zu fragen, der vermutlich geantwortet hätte: „Das werden Sie schon sehen!"

Sarret vergewisserte sich, daß die Wanne vollkommen dicht war, daß der Stöpsel hermetisch abschloß. Er goß ein wenig Wasser ein und ließ sich auf die Knie nieder, um zu überprüfen, ob auch nicht der kleinste Tropfen durchsickerte.

„Alles in Ordnung", sagte er. „Gehen wir jetzt die Leichen holen."

Das war der widerwärtigste Teil der Arbeit. Bei dem Gedanken, Chambon und Noémie – vor allem Noémie, Gott weiß warum – erneut berühren zu sollen, mußte Catherine sich um ein Haar übergeben. Sie war kalkweiß, und Sarret tätschelte ihr die Schulter.

„Es dauert ja nicht lange", versicherte er.

Und der makabre Transport begann. Sarret warf die rote Tagesdecke zurück, und die Leichen wurden sichtbar.

„Ich habe das Gefühl, daß Chambon mich ansieht", murmelte Catherine düster.

Sarret bemühte sich, ihm die Augen zu schließen, aber vergeblich. Es war ihm zu spät eingefallen.

„Packen Sie ihn bei den Beinen an."

Der Weg die Treppe hinauf gestaltete sich lang und mühsam. Der ehemalige Priester wog bestimmt über achtzig Kilo. Selbst zu dritt hatten sie erhebliche Probleme, ihn in den ersten Stock hochzuhieven. Endlich kippten sie ihn über den Rand der Wanne. Das Metall erklang dumpf unter den Schuhen; Sarret hatte vergessen, sie dem Toten auszuziehen.

„Einer wäre geschafft … Noémie ist leichter", sagte Sarret in aufmunterndem Ton.

Sie gingen hinunter, um Noémie zu holen. Als Catherine das Bein anfaßte, versagten ihr die Nerven.

„Ich kann nicht!", schrie sie. „Schon der Gestank! Sie fängt an zu verwesen. Nachher bleibt mir ein Stück von ihr an den Händen!"

Sarret versuchte vergeblich, sie zur Raison zu bringen.

„Jetzt reden Sie doch nicht solchen Unfug! Ihr Tod liegt zwölf Stunden zurück, so früh fängt keine Verwesung an."

Aber Catherine wollte nichts hören. Mit störrischem Ausdruck sah sie auf Madame Ballandreaux' Körper und lehnte jede Mitwirkung ab.

„Sie wissen genau, daß es sein muß", sagte Sarret.

„Nein, lassen Sie Catherine in Ruhe", schaltete sich Philomene ein. „Wir schaffen es auch ohne sie. Noémie wiegt höchstens sechzig Kilo. Also los, zu zweit!"

„Zum Glück verliert Philomene nicht den Kopf", dachte Sarret. „Wäre sie wie Catherine, ich wäre verloren."

Nach langwieriger Bemühung folgte Madame Ballandreaux ihrem Liebhaber in die Badewanne.

„Und jetzt?“, fragte Philomene.

Sarret wischte sich die Stirn ab, er schwitzte erbärmlich.

„Ich habe die Schwefelsäure in der Garage gelagert. Wir müssen die Korbflaschen heraufholen.“

„Auch das noch! Sie hätten einen Zwangsarbeiter engagieren sollen! Ich kann nicht mehr.“

„Nur noch eine kleine Anstrengung“, sagte Sarret.

Die vier Korbflaschen zu je fünfundzwanzig Litern wurden unter Keuchen transportiert und ein großer Teil des Inhalts in die Wanne gegossen. Chambon und Noémie waren vollständig von der Säure bedeckt, nur die Nase der Frau ragte noch heraus. Sarret drückte sie mit einer im Nebenzimmer gefundenen Feuerzange nach unten.

Beim Eingießen der Säure hatte Sarret allerdings nicht verhindern können, daß ein paar Tropfen an die Wände spritzten und sich auf dem Fußboden verteilten. Da er es aber sehr eilig hatte, nach Marseille zurückzukehren, machte er sich nicht die Mühe, sie wegzuwischen.

„Beeilen wir uns jetzt“, sagte er zu den Schwestern. „Wir sind schon in Verzug, es ist halb neun. Wir kommen heute Abend hierher zurück.“

„Und warum?“, fragte Philomene.

„Um die Zersetzung der Leichen zu kontrollieren. Treffpunkt sechs Uhr vor dem Théâtre des Variétés. Versuchen Sie sich bis dahin ein wenig zu erholen.“

Catherine bedachte ihren Liebhaber mit einem bitterbösen Blick und gab keine Antwort.

* * *

Kaum war sie mit ihrer Schwester wieder zu Hause angelangt, ließ sie ein Bad einlaufen.

„Hast du denn nicht genug von Badewannen?“, fragte Philomene zynisch.

„Ich fühle mich schmutzig. So als würde von mir ein Verwesungsgeruch ausgehen, nachdem ich diese Leichen angefaßt habe. Es ist grauenhaft!“

„Das war alles nicht sehr angenehm", gab Philomene zu, „aber jetzt können wir ruhig sein, Chambon kann uns nicht mehr anzeigen. Er ist doch ein bißchen selbst schuld, daß er tot ist."

„Aber Noémie hatte nichts getan", sagte Catherine gedankenverloren.

„Na, du wirst ihr doch nicht nachtrauern!"

„Nein, natürlich nicht."

„Und außerdem wird uns Sarret einen Teil von Chambons und Noémies Geld abgeben."

„Sehr willkommenes Geld", gestand die Jüngere. „Ich habe letzten Monat zehntausend Francs beim Roulette verloren."

Philomene sah ihre Schwester vorwurfsvoll an.

„Das hattest du mir nicht erzählt!"

„Das war ja auch nichts, worauf man stolz sein kann. Mir bleibt fast nichts von dem Versicherungsgeld übrig. Dabei habe ich mir für den Winter einen schwarzen Persianermantel mit passender Pelzmütze bestellt."

„Du leistest dir ja einiges!"

„Und der Rubin da an deinem linken Ringfinger, der war sicher auch nicht umsonst."

„Leider", gab Philomene lachend zurück. „Ich muß zugeben, er hat ein Vermögen gekostet. Aber ich bereue es nicht, die Farbe ist wunderschön."

Catherine zog sich aus und stieg in ihr Bad.

„Sei so lieb, rubbele mir den Rücken ab. Ich will, daß dieser ganze Horror von mir abgeht."

Als Catherine ihre langen und ungemein sorgfältigen Waschungen beendet hatte, erinnerte ihre Haut an einen gekochten Hummer, so heftig hatte sie sich geschrubbt. Mindestens zehnmal hatte sie ihre Hände gebürstet, diese verfluchten Hände, die die Leichen angefaßt hatten. Sie trocknete sich ab, dann besprengte sie sich von Kopf bis Fuß mit Eau de Cologne.

„Ich fühle mich besser", sagte sie mit offenkundiger Erleichterung. „Der Gestank ist weg."

Philomene zuckte die Achseln.

„Du hast überhaupt nicht gerochen. Du bildest dir das nur ein."

* * *

Sarret empfand auch keinerlei Bedürfnis, ein Bad zu nehmen. Er begab sich unverzüglich zu seinem Büro, wo er seine Sekretärin zu sich rief. Mademoiselle Paule wirkte äußerst beschäftigt, als sie erschien.

„Mehrere Klienten haben schon angerufen: Monsieur Valentin, Madame Cheroy … Aber Sie sehen ja ganz mitgenommen aus! Sie werden doch nicht krank sein?" Sie war besorgt.

Es gab keinen Mann in Mademoiselle Paules Leben, und so widmete sie es denn diesem Chef, den sie für seine Intelligenz, seinen klaren Verstand, seine unermüdliche Tätigkeit bewunderte und der sie im übrigen gut behandelte und anständig bezahlte. Mademoiselle Paule war ihm dafür rückhaltlos dankbar, denn 1925 war es weitgehend üblich, Frauen sehr schlecht zu bezahlen. Und die Sekretärin hatte einiges an Lasten zu tragen: eine betagte, gebrechliche und zu allem Überfluß launische Mutter und eine junge Schwester von labiler Gesundheit, die unfähig war, sich in einer Stellung länger als vier Wochen zu halten.

Daher waren die Stunden in Gesellschaft des Anwalts die besten und interessantesten des Tages. Mademoiselle Paule war methodisch, hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis, zeigte sich unbegrenzt belastbar und leistete somit unschätzbare Dienste. Sarret konnte sich in sehr vielen geschäftlichen Dingen voll auf sie verlassen. Es gab andere, die er besser allein in die Hand nahm und für sich behielt: seine Sekretärin war zu ehrlich, zu geradlinig, um bestimmte Winkelzüge begreifen zu können, zu denen er sich gezwungen sah, wollte er mehr als nur über die Runden kommen und den stets möglichen Engpässen gewachsen sein.

Niemals hatte Mademoiselle Paule beispielsweise etwas von den Transaktionen mitbekommen, die Sarret mit dem Ex-Abbé abgewickelt hatte. Dieser war nie in der Kanzlei aufgetaucht, Sarret hatte sich entweder selbst in die Villa des Gatons bemüht oder er hatte ihn in eine abgelegene Bar bestellt.

„Nein, ich bin nicht krank", sagte er, erhob sich aber immerhin, um sein Gesicht im Spiegel zu betrachten. „Nur ein wenig müde."

Er mußte einräumen, daß er nicht wie sonst aussah. Konnte es sein, daß Morde Spuren auf einem Gesicht hinterließen? Sein Teint kam ihm fahler, seine Augen schwärzer, seine ganze Phy-

siognomie verschlagener vor. Da war das Südländisch-Fremde seiner Herkunft, das er loszuwerden oder wenigstens umzuwandeln versucht hatte, bis aus dem kleinen Triester Griechen ein geachteter Marseiller Anwalt geworden war, und jetzt kam es unter der Maske der Ehrbarkeit und Jovialität wieder hervor. Er mußte mehr auf sich aufpassen.

„Und Sie haben ein Loch im rechten Hosenbein", bemerkte Mademoiselle Paule mit ihrer unfehlbaren Wachsamkeit.

„Ein Loch?"

„Warten Sie, darf ich mal sehen? Das war keine Motte, es könnte ein Brandloch sein."

Die Schwefelsäure … Tatsächlich waren ihm beim Ausgießen ein paar Tropfen weggespritzt.

„Das muß von einer Zigarette kommen", sagte Sarret und setzte sich wieder an seinen Schreibtisch. „Ich werde die Hose zum Kunststopfen geben. Kommen Sie jetzt, ich muß Ihnen mehrere Briefe diktieren."

Und Sarret vertiefte sich bis zur Stunde des Mittagessens in seine Arbeit.

* * *

Am Abend fanden sich die drei Komplizen pünktlich vor dem Théâtre des Variétés ein. Jetzt nach Geschäfts- und Büroschluß war die Straße voller Passanten, und die Caféterrassen füllten sich allmählich für den Aperitif.

Catherine hatte einen Teil ihres Tages schlafend verbracht. Ihre nächtlichen Visionen waren abgeflaut. Sarret vermerkte erfreut, daß die junge Frau sich wieder in der Hand hatte.

„Ich sehe, Sie haben sich erholt", sagte er zu den beiden Schwestern.

„Es geht schon besser", gab Catherine zu.

„Morgen muß ich Sie beide mit einem Auftrag betrauen, denn ich habe einen wichtigen Termin in Nizza und werde den ganzen Tag abwesend sein."

„Ich bin sicher, es muß wieder etwas Unangenehmes erledigt werden", sagte Catherine mißtrauisch.

„Sie werden das tun müssen, was wir heute Abend tun, nämlich den Fortgang der Zersetzung kontrollieren."

„Wir ganz allein?“

„Es wird Sie zwei Minuten kosten.“

Sie bestiegen ein Taxi und fuhren mit sehr gemischten Gefühlen erneut den Weg, den sie am Vortag gleich mehrmals zurückgelegt hatten.

Kaum hatten sie die Villa betreten, schlug ihnen Fäulnisgeruch entgegen.

„Es stinkt!“, rief Catherine. „Diesmal bin ich sicher.“

Sarret mußte zustimmen, und selbst Philomene, die nicht so zartbesaitet war wie ihre Schwester, schauderte bei dem Gedanken an das, was sie im oberen Stockwerk erwartete. Im Salon öffnete Sarret das Fenster zum Garten.

„Man müßte für Durchzug sorgen“, riet Philomene in ihrer praktischen Art. „Sonst kann man das bald nicht mehr aushalten.“

Sie stiegen die Treppe hinauf, Sarret voran. Als er die Kammertür öffnete, wurde der Gestank aufdringlicher. Sarret besah den Inhalt der Wanne und vermerkte interessiert die Arbeit der Schwefelsäure, die schon die Kleidung der Opfer weggenagt hatte und dabei war, das Fleisch anzugreifen.

„Gräßlich!“, rief Catherine und hielt sich die Hand vor die Augen. „Ich glaube, ich falle in Ohnmacht.“

Sarret fühlte sich selbst am Rande der Übelkeit. Einen Augenblick lang war er innerlich gereizt gegen seine Geliebte, die stets nach Geld gierte, aber nicht begreifen wollte, wie schwierig es zu beschaffen war.

„Wenn Sie lieber im Gefängnis von Montpellier sitzen würden, hätten Sie es vorher sagen müssen“, knurrte er.

Das wirkte; Catherine schwieg und half Sarret sogar, etwas von der restlichen Schwefelsäure über die Körper zu gießen. Er ließ die angebrochene Flasche neben der Wanne stehen.

„Die Leichen müssen restlos eingetaucht sein“, erklärte er zu Philomene gewandt. „Wenn Sie morgen feststellen, daß Säure fehlt, schütten Sie entsprechend nach.“

„Einverstanden“, sagte Philomene resigniert. „Aber wie lange wird es eigentlich dauern?“

„Sie meinen, die vollständige Zersetzung?“

„Ja.“

Sarret zuckte die Achseln.

„Ich kann es Ihnen nicht sagen. Ich lasse mich auch zum ersten Mal auf diesen … auf dieses Experiment ein. Drei bis vier Tage, denke ich."

„Das ist lang", seufzte Catherine. „Und wir müssen jeden Tag kommen?"

Sarret machte ein Zugeständnis: „Übermorgen gehe ich allein."

Sorgfältig verschlossen sie Fenster und Türen und machten sich erleichtert, die makabre Aufgabe hinter sich gebracht zu haben, auf den Rückweg nach Marseille.